

Medizinstudierende entdecken die Kompetenzen der Pflege

Im Gesundheitswesen ergeben sich Schnittstellen zwischen stationären und ambulanten Angeboten. Diese Übergänge erfordern eine gute interprofessionelle Zusammenarbeit. In einem Pilotprojekt der ETH Zürich und des Berner Bildungszentrum Pflege lernen Studierende die Kompetenzen anderer Berufsgruppen kennen und vertiefen sich in einen Fall.

Text: Monika Bachmann

Frau Eggli ist besorgt. Seit einiger Zeit stellt sie Blut in ihrem Stuhl fest. Sie vermutet, dass Hämorrhoiden die Ursache sein könnten. Als sie in der Apotheke eine Salbe kaufen will, wird sie auf

die Kampagne zur Darmkrebsvorsorge aufmerksam gemacht. Daraufhin meldet sie sich beim Hausarzt, der verschiedene Untersuchungen einleitet. Die Ergebnisse führen zu einer dramatischen

Diagnose: Die 56-Jährige leidet an Darmkrebs und hat bereits Lebermetastasen.

Frau Eggli ist keine reale Patientin, sondern ein fiktiver Fall. Konzipiert hat ihn



Alessandro della Valle

Zum Beispiel Therapie mit Maden in der Wundpflege: Die unterschiedlichen Methoden stossen bei den Studierenden auf reges Interesse.

Eine erste Bilanz

Die neue Lehrveranstaltung «Interprofessionelle Versorgungskette» setzt auf Begegnungen. Während eines Workshops am BZ Pflege leiten die angehenden Pflegefachpersonen Andrea Walther und Leonora Ahmeti eine Gruppe und stellen Medizinstudierenden der ETH Zürich die Pflegeausbildung vor. Es geht zum Beispiel um die unterschiedlichen Ausbildungsniveaus (FaGe, HF, FH) oder um Spezialgebiete der Pflege. «Die Teilnehmenden sind sehr interessiert», sagt Leonora Ahmeti. Es würden viele Fragen gestellt. Auch Andrea Walther kann dem Austausch nur Positives abgewinnen: «Die angehenden Ärztinnen und Ärzte sind überrascht, denn ihnen ist nicht bewusst, was die Pflege alles kann.» Den Begriff «Pflegediagnosen» hätten sie nicht gekannt, erzählt sie. Unter den 80 Studierenden der ETH Zürich, die an der Veranstaltung teilnehmen, sind auch Nina Schätti, Fabian Räber, Noemi Auf der Maur und Sara Glanzmann. In ihrer Gruppe ist man sich einig, dass der Zusammenarbeit mit der Pflege im zukünftigen Berufsalltag eine grosse Bedeutung zukommt. Besonders die Kommunikation auf Augenhöhe sei wichtig, damit von einem intensiven und gegenseitigen Informationsaustausch profitiert werden könne. Das sehen auch Leonora Ahmeti und Andrea Walther so, die bereits eine Lehre als FaGe absolviert haben und aus Erfahrung wissen, dass es in der Praxis manchmal anders läuft. «Wir müssen sachlich bleiben und ständig an der Kommunikation arbeiten», sagt Leonora Ahmeti. Das gelinge nur mit gegenseitigem Respekt, ergänzt Andrea Walther. «Es ist sicher eine gute Grundlage, wenn wir uns schon während der Ausbildung austauschen und die gegenseitigen Erwartungen kennenlernen», meint sie.

Autorin

Monika Bachmann, freie Journalistin,
www.bachmann-kommunikation.ch

die promovierte Pflegeexpertin Claudia Schlegel, die am Berner Bildungszentrum Pflege (BZ Pflege) den Lernbereich Training und Transfer leitet. Das Fallbeispiel orientiert sich an einer wahren Begebenheit und dient als Lehrmittel für ein Pilotprojekt. «Angesprochen sind in erster Linie Medizinstudierende», erklärt Claudia Schlegel, die sich seit langem für interprofessionelle Settings in der Ausbildung von Fachpersonen des Gesundheitswesens stark macht.

Initiant des Lehrgangs ist Medizinprofessor Jörg Goldhahn. Er lehrt an der ETH Zürich im Rahmen des neuen Bachelors in Humanmedizin und verfolgt ein Ziel: «Angehende Ärztinnen und Ärzte sollen das Schweizer Gesundheitssystem besser kennenlernen und sich frühzeitig mit anderen Berufsgruppen auseinandersetzen.» Diese Erfahrungen würden die Studierenden dazu befähigen, in der klinischen Praxis interprofessionell und teamorientiert zu arbeiten, ist er überzeugt.

Die Versorgungskette

Im Gesundheitswesen werden immer mehr Leistungen in vor- und nachgelagerte ambulante Bereiche verschoben. Für Patientinnen und Patienten ergibt sich daraus eine «Interprofessionelle Versorgungskette» – so auch der Titel des Pilotprojekts. Die Verantwortlichen legen den Fokus bewusst auf solche Übergänge. Das Fallbeispiel von Frau



Die Zusammenarbeit der Berufsgruppen hat grossen Einfluss auf Wohlbefinden und Sicherheit der Patienten.



Eggl verdeutlicht dies. Nachdem der Hausarzt die Krebsdiagnose gestellt hat, wird die Patientin in eine Klinik eingewiesen. Es folgen eine Rektumamputation und Chemotherapien. Frau Eggl lernt mit Unterstützung der Stomaberaterin, wie sie mit einem künstlichen Darmausgang umgehen muss. «Die Zusammenarbeit der verschiedenen Berufsgruppen hat grossen Einfluss auf

das Wohlbefinden und die Sicherheit der Patientinnen und Patienten», betont Claudia Schlegel.

Auf dem Patientenpfad

Am Pilotprojekt, das seit Herbst 2019 im Gange ist, beteiligen sich 83 Medizinstudierende der ETH Zürich. Das Modul besteht aus 50 Prozent Präsenzzeit und 50 Prozent Selbststudium. In zwölf Blöcken, die jeweils an einem Nachmittag stattfinden, folgen die Teilnehmenden der interprofessionellen Versorgungskette: Sie erörtern Patientenpfade, gewinnen Einblicke in andere Disziplinen wie etwa die Pharmazie und vertiefen sich in Fachbereiche, beispielsweise die Hausarzt- und Komplementärmedizin. Auch das Versicherungswesen wird thematisiert. Auf dem Programm stehen verschiedene Besuche bei Kantonsspitalern und Ausbildungsstätten. An einem Nachmittag begeben sich die Medizinstudierenden ans BZ Pflege und entdecken auf einem Parcours die Welt der Pflege. «Wir stellen unterschiedliche Bereiche und Spezialgebiete vor und gewähren Einblick in diese anspruchsvolle Tätigkeit», erklärt Claudia Schlegel. Die verschiedenen Stationen orientieren sich am Krankheitsverlauf von Frau Eggl.

Eine offene Haltung

Am ersten Posten befindet sich auf einem Tisch ein Modell mit einem künstlichen Darmausgang. Eine Lehrperson des BZ Pflege demonstriert, wie Patientinnen und Patienten nach dieser komplexen Operation gepflegt werden müssen und wie viel Fachwissen dazu benötigt wird. «Ich wusste nicht, was Stomapflege bedeutet», sagt eine Medizinstudierende zu ihrer Kollegin, nachdem sie von Posten eins zu Posten zwei wechselt.

Auf einem anderen Tisch liegen Bilder mit offenen Wunden. «Wie würden Sie bei der Beurteilung einer Wunde vorgehen?», fragt Wundexpertin Beatrice Käser die Teilnehmenden. Es folgt ein intensiver Austausch, Fragen werden gestellt. Beatrice Käser freut sich über die «offene und interessierte Haltung» der Medizinstudierenden. Sie erklärt ihnen, dass Pflegefachpersonen die Wundpflege während der Ausbildung systematisch lernen und dass man sich später auf dieses Fachgebiet spezialisieren kann. «Wir müssen angehenden Ärztinnen und Ärzten vermitteln, welche Kompetenzen die Pflege hat», betont

sie. Dies sei eine wichtige Voraussetzung für eine erfolgreiche interprofessionelle Zusammenarbeit.

Ein wegweisendes Projekt

Eine zentrale Schnittstelle zwischen stationärer und ambulanter Betreuung ist der Spitalaustritt. Das trifft auch auf Frau Eggli zu. Die Rückkehr nach Hause steht bevor. Es schaltet sich ein Sozialarbeiter des Kliniksozialdienstes ein. Gemeinsam mit der Patientin, dem Arzt und der Pflegefachperson wird der Übergang vorbereitet. Frau Eggli wird den Alltag nicht alleine bewältigen können, deshalb organisiert man die Spitex – ein wichtiges Glied in der Versorgungskette.

Am Parcours im BZ Pflege treffen die Medizinstudierenden auch auf einen Spitex-Posten. Unter der Anleitung von Rita Negri, Leiterin Betriebsmanagement der Spitex Region Köniz, spielen die Teilnehmenden ein elektronisches Quiz und testen dabei ihr Wissen über die ambulante Pflege.

Annegret Höschele, Leiterin Marketing Ausbildung am BZ Pflege, beobachtet, «dass die Medizinstudierenden bereits viel über die Spitex wissen». Am meisten Defizite ortet sie im Kostenbewusstsein. «Es gab viele Unsicherheiten in Bezug auf die Finanzierung», meint sie rückblickend. Auch die Bedeutung der Spitex in der palliativen Begleitung zu Hause habe Fragen ausgelöst. Annegret Höschele beurteilt die Veranstaltung als



Am Parcours im BZ Pflege lernen die Medizinstudierenden die Spitex als wichtiges Glied in der Versorgungskette besser kennen.

zukunftsweisend: «Es ist wichtig, dass Ärztinnen und Ärzte wissen, was sie von der Spitex erwarten dürfen.»

Die Perspektive wechseln

Frau Egglis Blutwerte sind nicht gut. Ihr Zustand verschlechtert sich trotz ambulanter Chemotherapie und Bestrahlung. Die Patientin muss auf eine palliative Station verlegt werden. Dort organisieren die Verantwortlichen ein Gespräch am runden Tisch mit Fachpersonen aus verschiedenen Berufsgruppen. Auch ein Angehöriger ist dabei. Die Palliative Care ist ein weiteres Spezialgebiet, in welches sich die Medizinstudierenden im Rahmen des Pilotprojekts vertiefen können.

Für Claudia Schlegel, die massgeblich an der Gestaltung des neuen Moduls mitgewirkt hat, steht ein Aspekt im Vordergrund: «Studierende sollen während der Ausbildung den Perspektivenwechsel üben und die Optik der jeweils anderen Berufsgruppe kennenlernen», sagt sie. Ebenso wichtig sei der Blick auf die Patientinnen und Patienten und die Fähigkeit, sich in sie hineinzuzusetzen.

Das System verbessern

In der neuen Lehrveranstaltung bleibt es deshalb nicht beim fiktiven Fall. «Bring your own patient», lautet der Arbeitsauftrag an die Medizinstudierenden. Anhand eines Krankheitsfalls aus dem persönlichen Umfeld übertragen sie das erworbene Wissen auf eine reale Situation. In einer schriftlichen

Arbeit stellen die Teilnehmenden dar, wie ein Patient oder eine Patientin während eines Krankheitsverlaufs betreut werden soll und welche Akteure des Gesundheitswesens einbezogen werden müssen.

«Wir legen Wert auf den Transfer von der Theorie in die Praxis», so Claudia Schlegel. Ihr Projektpartner Jörg Goldhahn will das Modul zukünftig weiterführen und damit zu einer Systemver-



Wir müssen angehenden Ärztinnen und Ärzten vermitteln, welche Kompetenzen die Pflege hat.



besserung beitragen: «Es ist unser Ziel, dass angehende Ärztinnen und Ärzte sich im Gesundheitswesen zurechtfinden und auf ihren Berufsalltag vorbereitet sind.» Damit liessen sich nicht nur ineffiziente Abläufe und Doppelspurigkeit vermeiden, sondern auch die Qualität der Versorgung verbessern. Patientinnen wie Frau Eggli sind darauf angewiesen. Dank der beispielhaften interprofessionellen Zusammenarbeit kann sie ihre Wünsche äussern. Ihr letzter Weg wird in ihrem Sinne gestaltet.

FALLBEISPIEL

Als Video

Das Fallbeispiel von Frau Eggli, das im Text beschrieben ist, zeigt beispielhaft die Schnittstellen zwischen stationären und ambulanten Leistungserbringern auf – und somit das Potenzial der interprofessionellen Zusammenarbeit. Die Geschichte wurde vom BZ Pflege zu Ausbildungszwecken auch als Video produziert.

Hier geht es zum Trailer:

